

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

8)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Nanet hatte sich mittlerweile sein Teil genommen und als mit gierigem Appetit, stolz auf das, was er vollbracht hatte. Die Thränen seiner großen Schwester setzten ihn in Verwunderung; warum weinte sie denn, da sie nun so herrlich zu essen hatten? Dann, als er gesättigt war, wurde er matt von der ungewohnten Mahlzeit, schmiegte sich gegen sie und versiel fast augenblicklich in den glücklichen Schlaf der Kindheit. Josine, die sich ein wenig erholt hatte, saß nun auf der Bank und hielt ihn mit dem rechten Arm an sich gedrückt; und Lucas verweilte an ihrer Seite, da er es nicht über sich gewinnen konnte, sie hier mit dem schlafenden Kinde allein in der Nacht zu lassen. Es fiel ihm nun ein, daß ihre Ungeschicklichkeit beim Essen auch durch ihre verwundete Hand verschuldet war, um welche sie das blutige Rinnen so gut als möglich wieder gewunden hatte.

„Haben Sie sich verletzt?“ fragte er sie.

„Ja, Monsieur, eine Schuhsteypmaschine hat mir den Finger zerquetscht, und er mußte abgenommen werden. Aber der Werkmeister hat gesagt, es ist meine Schuld, und Monsieur Gourier hat mir fünfzig Frank anzahlen lassen.“

Sie sprach mit sanfter, leiser Stimme, in welcher manchmal etwas wie Scham zitterte.

„Sie arbeiten also in der Schuhfabrik des Bürgermeisters Gourier?“

„Ja, Monsieur. Ich bin mit fünfzehn Jahren eingetreten, und jetzt bin ich achtzehn. Meine Mutter hat dort mehr als zwanzig Jahre gearbeitet, aber sie ist jetzt tot. Ich bin ganz allein, ich habe niemand mehr als meinen kleinen Bruder Nanet, der sechs Jahre alt ist. Ich heiße Josine.“

Sie erzählte weiter, und Lucas brauchte nur einige wenige Fragen zu stellen, um ihre ganze Geschichte zu erfahren. Es war die herkömmliche und jammervolle Geschichte so vieler armer Mädchen: ein Vater, der eines Tags davongeht, mit einem andren Weibe verschwindet; eine Mutter, die mit vier Kindern auf dem Halse zurückbleibt, und die nicht im stande ist, sie zu ernähren, obgleich sie das Glück hat, zwei durch den Tod zu verlieren; dann stirbt die Mutter an der aufreibenden Arbeit, das Mädchen wird mit sechzehn Jahren die Mutter ihres kleinen Bruders, und arbeitet sich ihrerseits halb zu Tode, ohne genug zu verdienen, um immer Brot für beide zu haben. Dann das unausbleibliche Drama der hübschen Arbeiterin, der Verführer, der sich einstellt, jener Ragu, der interessante Mann und Herzensbrecher, an dessen Arm sie leichtsinnigerweise jeden Sonntag nach dem Tanz spazieren geht. Er macht ihr so schöne Versprechungen, sie sieht sich schon verheiratet, in einem netten Heim, ihren Bruder bei sich und ihn gemeinsam mit den Kindern erziehend, die sie selbst haben würde. Ihre einzige Schuld ist, sich ihm eines Abends ergeben zu haben. Das sind jetzt sechs Monate her, und sie hat den Fehler begangen, mit Ragu zusammenzuwohnen, der nichts wieder von Heirat gesprochen hat. Dann ist ihr das Unglück in der Fabrik zugestoßen, und sie hat nichts mehr arbeiten können, gerade um dieselbe Zeit, wo der Streit Ragu so schrecklich brutal und so schlecht machte, daß er angefangen hat sie zu schlagen, indem er sie für sein Unglück verantwortlich machte. Und dann ist es immer schlimmer und schlimmer geworden, und jetzt hat er sie gar auf die Straße geworfen und will ihr nicht einmal den Schlüssel geben, damit sie mit Nanet nach Hause gehen könnte.

Ein Gedanke beschäftigte Lucas.

„Wenn Sie ein Kind hätten, das würde ihn vielleicht fesseln, ihn vielleicht veranlassen, Sie zu heiraten.“

Sie machte eine Geberde des Schreckens.

„Ein Kind mit ihm — ach Gott, das wäre das größte Unglück! Davon will er nicht das geringste wissen. Er sagt, wenn man sich zusammethut, so geschieht es nur zum Vergnügen für beide, und dann, wenn man genug hat, Gott befohlen, dann trennt man sich eben.“

Sie versielen wieder in Schweigen. Die Gewißheit, daß sie nicht Mutter sei, daß sie von diesem Manne nicht Mutter werden würde, hatte in das schmerzliche Mitleid, das Lucas empfand, eine eigenartige Linderung, eine Art Erleichterung gebracht, die er sich nicht erklären konnte. Wirre Gefühle stiegen in ihm auf, während er, den Blick in die Dunkelheit hinausrichtend, die ungewissen Umrisse der Schlucht von Brias vor sich sah, die er vorher in der Abenddämmerung überblickt hatte, und die nun von Nacht bedeckt war. Zu beiden Seiten hoben die Monts Bleuses ihre Felswände in noch schwärzere Dunkelheit empor. Hinter sich hörte er auf der halben Höhe der Berglehne einen Zug vorüberrollen, der nun unter dem langen Pfiff der Lokomotive seine Schnelligkeit verminderte und in den Bahnhof einfuhr. Zu seinen Füßen blinkte schwärzlich die Mionne und schäumte gegen die hölzernen Brückenpfeiler. Und zu seiner Linken erweiterte sich plötzlich die Schlucht, die beiden Ausläufer der Monts Bleuses streckten ihren Fuß in die ungeheure Ebene der Roumagne, wo die stürmische Nacht ihr unendliches schwarzes Meer rollte und die kleine Insel Beauclair umflutete, die in ungewissen Unrissen, mit kleinen Lichtpunkten besetzt, in ihrem dunkeln Schoße lag. Aber immer wieder kehrten seine Blicke zur Hölle zurück, die, ein phantastisches Riesenungeheuer, ihm gerade gegenüber hingelagert war, unvavalt von weißen Dämpfen, welche unter dem elektrischen Licht in langen Streifen erglühten. Von Zeit zu Zeit sah man durch eine Fensteröffnung den Feuerschlund eines Ofens aufgähnen, die blendenden Gluthäute des geschmolzenen Metalls herausschießen, erbrannte die Luft vom blutroten Schein des Höllenfeners, das brausend und gefrässig im Weibe des Ungeheuers unablässig arbeitete. Der Boden ringsumher zitterte, eisförmig erklang der helle Doppelschlag der Schnellhämmer, vermischt mit dem dumpfen Saufen der Maschinen und den schweren Schlägen der großen Dampfhammer, die gleich entferntem Kanonendonner dröhnten.

Mit diesem Bilde vor Augen, das Herz gequält von dem traurigen Schicksal des verlassenen, bedauernswerten Geschöpfes, das an seiner Seite saß, sagte sich Lucas, daß in dieser Unglücklichen sich das Bild der schlecht eingerichteten, entehrten, zum Fluche gewordenen Arbeit verkörperte. Diese vom Schwersten heimgesuchte Dulderin, dieses den menschlichen Einrichtungen zum Opfer gefallene schwache Kind schloß die Reihe der Wilder des heutigen Abends: das Elend im Gefolge des Streiks, die Geister und Gemüter vom Hasse vergiftet, der harte Egoismus der Kaufleute, der Alkohol zum notwendigen Betäubungsmittel geworden, der Diebstahl durch den Hunger gerechtfertigt, die ganze alte menschliche Gesellschaft unter der Last ihrer furchtbaren Ungerechtigkeit in allen Jugen tragend. Er hörte noch die Stimme Langes, wie er die Katastrophe prophezeite, die das verfaulte und Fäulnis verbreitende Beauclair vernichten würde. Und er sah besonders die durch die Straßen streichenden blaffen Mädchen, die niedrige Gemüthware der Fabrikstädte, den tiefsten Pfuhl der Prostitution, in welchen das Krebsgeschwür des Lohnsklaventums die hübschen Arbeiterinnen versinken läßt. Gilt nicht auch Josine diesem Schicksal zu? Erst verführt, dann hinausgestoßen, dann von Betrunknen aufgelesen, so führte die schiefe Bahn mit furchtbarer Schnelligkeit bis in die Pfühe. — Er ahnte in diesem Kinde ein unterwürdiges, liebendes Geschöpf, eines jener entzückenden, zärtlichkeitserfüllten Wesen, die zugleich die Ermüdung und den Lohn der Starben bilden. Und bei dem Gedanken, daß er sie hier auf dieser Bank sich selbst überlassen, sie nicht vor der bösen Macht des Schicksals beschützen sollte, häumte sich derart alles in ihm auf, daß er nicht weiter hätte leben können, wenn er ihr nicht eine brüderliche und hilfreiche Hand geboten hätte.

„Hören Sie, Sie können nun aber doch nicht mit dem Kinde hier die Nacht verbringen. Der Mann muß Sie für heute wenigstens aufnehmen. Nachher werden wir weiter sehen. Wo wohnen Sie?“

„Unweit von hier, in Alt-Beauclair, Rue des Trois-Lunes.“

Sie erzählte ihm, daß Ragu dort eine aus drei Räumen bestehende kleine Wohnung habe, im selben Hause mit seiner

Schwester Adele, die alle Welt die „Loupe“) nenne, ohne daß einer wisse, warum. Und sie vermutete, wenn Ragu wirklich den Schlüssel nicht bei sich habe, daß er ihn der Loupe übergeben habe, die ein schreckliches Weib sei und sehr hartherzig gegen arme Mädchen. Als er hierauf gelassen davon sprach, daß er hingehen wolle, um von dieser Megäre den Schlüssel zu verlangen, erschauerte sie.

„O nein, nicht von ihr! Sie haßt mich wütend! Wenn man noch sicher wäre, daß man ihren Mann trifft, der ein braver Mensch ist. Aber ich weiß, daß er heute nacht in der Hölle arbeitet. Er ist Puddelmeister und heißt Bonnaire.“

„Bonnaire?“ sagte Lucas, in dem eine Erinnerung erwachte. „Den Mann kenne ich, ich habe ihn letztes Frühjahr gesehen, als ich die Werke besuchte. Ich habe mich sogar lange mit ihm unterhalten, denn er war mein Führer. Er ist ein intelligenter Mensch und hat auch auf mich den Eindruck gemacht, daß er ein braver Mann ist. Nun ist die Sache ganz einfach, ich gehe zu ihm und werde mit ihm über Ihre Angelegenheit sprechen.“

Josine stieß einen Ruf glühender Dankbarkeit aus. Sie zitterte, sie faltete ihre armen, schwachen Hände, ihr ganzes Wesen blühte auf.

„O, Monsieur, wie gut Sie sind, und wie danke ich Ihnen!“

Ein roter Glutschein strahlte von der Hölle herüber, und Lucas sah sie nun etwas deutlicher. Ihr Kopf war unbedeckt, das zerrissene Wolltuch war auf ihre Schulter geglitten. Sie weinte nicht mehr, ihre blauen Augen leuchteten voll inniger Erkenntlichkeit, ihr kleiner Mund hatte sein jugendliches Lächeln wiedergefunden. Mit ihrer schlanken, biegsamen, graziösen Gestalt hatte sie ein kindliches Aussehen behalten, ihr Blick verriet die unschuldige, zu Spiel und Heiterkeit geneigte Natur. Ihr reiches, haserblondes Haar, das ihr halb aufgelöst in den Nacken hing, ließ sie fast wie ein kleines Mädchen erscheinen, das unverdorben geblieben war in ihrer Erniedrigung. Es ging ein unbeschreiblicher Reiz von ihr aus, der den Mann allmählich ganz gefangen nahm, ihn mit bewegtem Staunen erfüllte angesichts des entzückenden Weibs, das aus diesem armseligen Geschöpfe hervorleuchtete; welches er in Lumpen gehüllt, voll Furchtsamkeit, in Thränen getroffen hatte. Und sie sah mit solcher Anbetung zu ihm auf, ihre arme, gedemütigte Seele gab sich ihm so unschuldig hin, bei dem sie endlich Schutz und Liebe gefunden hatte! So schön, so gut, erschien er ihr wie ein Gott, nach den Brutalitäten, die sie von Ragu hatte erdulden müssen. Sie hätte die Spuren seiner Fülße küssen mögen, sie blickte zu ihm empor mit gefalteten Händen, die verstümmelte Rechte in dem blutbefleckten Vinnen mit der Linken haltend. Und etwas unendlich Süßes und Starres entstand zwischen ihnen, ein Band unendlicher Hinnegung, unendlicher Liebe.

„Nanet wird Sie in die Werke führen, Monsieur. Er kennt dort jeden Winkel.“

„Nein, nein, ich finde mich schon zurecht. Bedenken Sie ihn nicht auf, er hält Sie warm. Weichen Sie hier nur ruhig mit ihm sitzen und warten Sie auf mich.“

Er ließ sie auf der Bank mit dem schlafenden Kinde, von der schwarzen Nacht umhüllt. Als er sich von ihnen wandte, erleuchtete ein heller Schein den Abhang der Monts Bleues, oberhalb des Parks der Crèche, wo das Wohnhaus Jordans lag. Vom düsteren Hintergrunde der Bergwand hob sich das massige Profil des Hochofens ab. Ein Abstieg fand statt und alle Berge, selbst die Dächer von Beauclair, erglühten wie unter dem Schein einer Morgentrote.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die bunke Reise.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XXVI.

Noch zwei Tage blieb Bohrmann in Ostende unter den fremden Nationen. Bei Tage quälte ihn die Erinnerung an seine Schuld und an die entsehlige irdische Seite von Mascha. In seinen Träumen quälte ihn noch mehr ein wildes Umherfliegen mit zuchtlosen mythologischen Figuren, die alle so wie Mascha waren, Mascha mit

*) Haartöpf.

einem Bantherfell oder auch Fräulein Lizzi mit einem blauen Pelz. Und noch eins marterte ihn über alle Maßen. Als er am Morgen nach dem Sündenfall aus einem unberzehrlichen Traume erwachte, legte er sich die Worte zurecht, mit denen er seine Geliebte zu begrüßen gedachte. Aber Mascha trat ihm am Arme ihres Veters, der ganz ausgeföhnt zu sein schien und ihn sogar ganz boshaft ansah, unbefangen entgegen. Die Gleichgültigkeit war heute so gut gespielt, daß sie ihn verletzete.

Was ging in der Seele dieses Weibes vor? War sie nur ein Weichen mit ihm allein, so schien sie ihn so heiß zu lieben, wie es ihren Worten und Handlungen entsprach, ewig und bis in den Tod. Dann ließ sie sich sogar immer von ihm, und mit bösen Worten über Hilde, Treue schwören, so schamlos, daß nur die wahnsinnige Liebe es erklären konnte. Waren aber andre zugegen, so machte sie sich ein wenig, ganz leise aber doch hörbar, über ihren Dichter lustig, selbst vor Herrn v. Dahlem und vor ihrem Schwager Neumann. Nicht gerade über sein Stück spottete sie oder über die Mängel seiner Bildung. Er vernahm nur einen Ton, der ihn verletzete.

Wenn Mascha am Ende ebenso von Gewissensbissen geplagt wurde, wie er selbst!

Bohrmann nahm in seiner Seelenangst eine oder die andre Mahlzeit allein, trotzdem er sich vor den Kellnern und ihren sicheren Manieren fürchtete. Wieder erlebte er die Ueber-raschung, daß jedesmal ein Zwanziggrausstück verschwand, sobald er in die Tasche griff. Einen „Louis“ nannten das die Herren in ihrer Gewohnheit, eine große Summe kurz auszusprechen.

Am dritten Morgen nach der Naluppe waren die Schwimmer der Gesellschaft draußen im heiligen Meer. Plötzlich bemerkte Bohrmann, wie Mascha mit Hilfe ihres Veters die Planche machte. In einem Tone, der gewiß ungehörig war, rief er ihr zu:

„Was thun Sie da, Frau Mascha?“

Es erfolgte keine Antwort. Aber sie sprach nicht mehr mit ihm; bei der Table d'hote erst, als von Schmidt-Lesébvre die Rede war, der seinen gestrigen Niesenrausch noch nicht ausgeschlafen habe, sagte sie ruhig und bestimmt, als ob es zwischen ihnen verabredet gewesen wäre:

„Sie müssen also heute abend schon abreisen, lieber Herr Bohrmann. Ihre Ferien gehen freilich zu Ende wie Sie sagen. Da können Sie unsren guten Direktor mitnehmen und in Berlin irgendwo versetzen.“

Bohrmann hatte in der großen Gesellschaft doch schon viel gelernt. Er ließ die Gabel nicht fallen, er brach nicht in Thränen aus, er sagte einfach, die Ferien seien allesdings in vier Tagen zu Ende, die Reise dauere — Unfälle nicht mitgerechnet — zwei Tage, und den Rest werde er wohl brauchen, um sich wieder in die kleine Welt seiner Schule einzuspinnen.

Wald nach dem Dejeuner besuchte ihn Herr Lofe in seiner dreieckigen Stube. Er war sehr artig und redete etwas von Schadloshalten, die Reise sei doch im Interesse seines Schwagers Neumann gemacht. Und er reichte dem Lehrer zwei Schnellzugbillets, für ihn und den Direktor, die ihn zu einer Fahrt erster und zweiter Klasse berechtigten. Bohrmann fühlte, daß man ihn fortjagte wie den Direktor. Auch wohl wegen eines Rausches. Er dankte beschämt, ohne innere Dankbarkeit.

Und doch hätte er froh sein müssen. Wohl hatte er den Preis für sein dreieckiges Zimmer ausbedungen. Da er jetzt zahlen wollte, stellte sich ein kleiner Irrtum heraus. Was er für eine Woche verstanden hatte, galt für einen Tag. Als er mit Sonnenuntergang seinen Rucksack gepackt hatte, um die Stube nicht noch für eine Nacht zahlen zu müssen, war er fast mittellos.

Sein Zug ging gegen Mitternacht fort.

Die Gesellschaft war im Kurzaal. Da getraute er sich nicht hinein, und anderswo hatte er kein Heim mehr in Ostende.

Mit dem Rucksack auf den Knien saß er an einem Tischchen vor dem Kurzaal und versuchte keinen Widerstand, als ihm ein Kellner die Auswahl unter verschiedenen Erfrischungen anbot. Er bestellte das grüne Zeug, das Absinth hieß. Das kannte er schon. Aber es schmeckte ihm nicht.

Auf einmal trat Mascha harmlos ins Freie; sie lächelte zufrieden und kindlich, als sie ihn erblickte. Sie setzte sich zu ihm, sie nippte von dem Biqueur und plauderte. Von seinem Treuschwur, von seinem Stück, von seiner Frau.

Er gestand ihr ein, daß sie ihm in seinen Träumen als mythologische Figur erschienen sei. Er wollte nur andeuten, sie aber preßte und saugte alles aus ihm heraus. Er sprach und sprach, was niemals hätte Wort werden dürfen in seinem Munde. Mit halb geschlossenen Augen hörte sie zu, neigte ihre Lippen mit dem Zünglein und streckte die Handschuhspitzen nach ihm aus. Dann bemerkte sie, daß der Vetter sie suchte; freundlich reichte sie dem Lehrer die Hand und sagte:

„Auf Wiedersehen in Berlin also . . . Treu sein!“

Dann ging sie zierlich in den Kurfaal zurück.

Er hielt es nicht länger an dieser Stelle an. Er ging nach dem Bahnhof, und so lag Ostende hinter ihm.

Im Barbesaal vergingen die Stunden. Bohrmann dachte an seine Arbeit für die „Allgemeine Lehrerzeitung“, an das Geheimnis des Fräuleins Raymond und an die Zukunft Siegfrieds.

Gegen elf Uhr erschien Doktor Santinger mit dem Direktor Schmidt-Lesébvre. Er übergab den halbberauschten Mann dem Lehrer. Dann sprach er von der gemeinsamen Arbeit, dem Hohen Liede. Die Aenderung müßte sehr einschneidender Art sein. Er habe sich das Manuskript von Petters geben lassen und sich die Sache überlegt. Zu einer unerhörten Ausstattung müsse Gelegenheit gegeben werden, nicht nur zu einem neuen Kostüm für den eiteln Pfau, die Szefal. Sehr viel Ausstattung. Alles unter einem weihewollen Titel, das habe das Publikum jetzt gern. Popinsky werde sich übrigens nicht lange halten können.

„Sie werden noch von mir hören, Doktorchen. Sie werden den Tag segnen, an welchem Sie sich mit mir eingelassen haben. Ich darf noch nichts verraten, aber bald habe ich Neumann in der Tasche.“

Bohrmann erinnerte sich. Er hatte einmal ein Stück geschrieben, „Das hohe Lied“, und hatte sich an Dr. Santinger verkauft. Der sollte nun die Aenderungen machen und den Ruhm mit ihm teilen.

Santinger brachte seinen Dichter und seinen Direktor noch in den richtigen Wagen, dann machte er sich aus dem Staube.

Bis in den hellen Morgen hinein konnte Bohrmann seinen wirren Gedanken nachhängen. Schmidt-Lesébvre schlief wie ein Kind. Als er erwachte, war auch er melancholisch.

Auf einem Bahnhofs irgendwo mußte Bohrmann mit ihm Brüderschaft trinken. Johannes! Konrad! Bon da ab erzählte der Direktor seine Lebensgeschichte. Endlos und unzusammenhängend. So viel nur erfuhr Bohrmann, daß Schmidt-Lesébvre eigentlich nur Schmidt heiße, in Halle Theologie studiert habe und nach ersten Glaubenszweifeln und einigen Versuchen, unzufatteln, Schauspieler geworden sei.

Wieder nach einem längeren Aufenthalte, der zu einer Anfeuchtung des Gedächtnisses Gelegenheit bot, wurde Konrad ganz elegisch. Er hatte auf der Strecke unmittelbar vorher durch gewagte und laute Reden eine Familie vertrieben, die mit ihnen das Coupee theilte. Jetzt waren sie allein.

„Weißt Du, Bruderherz, was uns allen fehlt? Der Ruach. Das ist Hebräisch. Ich habe das in Halle gelernt. Ich könnte heute noch die Kanzel besteigen, wenn ich ein Heuchler werden wollte. Der Ruach ist also der Geist. Und: wer den Dalles hat, der hat keinen Ruach. Und wer keinen Ruach hat, der stürzt sich eines Tags auf ein Schürzenstipendium, wie eine Sau auf den Futtertrog. Wir können uns nachher schlagen, lieber Bruder, wenn es Dich rempelt sollte, aber sagen muß ich's Dir. Unsere ganze Blase in Ostende, lauter Schürzenstipendiaten. Und die Weiber, na Du weißt schon. Der Petters ist natürlich keiner mehr. Der hat keinen Dalles, der hat den Ruach, das ist ein anständiger Mensch. Aber sein Vater oder sein Großvater ist ein Schürzenstipendiat gewesen. Ich wette darauf! Und jetzt gründet auch er Schürzenstipendien, und Du, Bruder . . .“

Bohrmann versicherte, daß er die Bedeutung des Worts nicht verstehe.

„Mein unglücklicher, kaum noch geborener Bruder, lieber Dir's! Komm lieber nicht auf die Welt. Sie ist zu schlecht. Sag', daß Du nicht willst, und wenn Du doch auf die Welt kommen mußt, laß Dir vorher Ruach einblasen. . . . Jetzt bin ich was, jetzt habe ich eine Konzession, jetzt bin ich gerade so viel wie Petters. Wir verhandeln von Macht zu Macht. Und wenn ich bei Sinuen bin, bin ich mehr als Petters, denn ich habe eine Konzession und er hat keine. . . . Weißt Du, Bruder, immer bin ich nicht so

vornehm gewesen wie jetzt. Ich habe meinen Tag von Damaskus gehabt. Laß' mich Dir beichten. Da war in Stettin ein Direktor Lesébvre. Der hat eine Konzession gehabt. Er hat sie auch mit Schmutz bekommen! Wir sind alle Lumpen, Du auch, Bruder. . . . sei nur still, wir können uns nachher schlagen, wenn es Dich rempelt. Der Direktor Lesébvre ist gestorben, und es war hohe Zeit. Der hat eine Witwe hinterlassen, die war noch älter als er. Und um der Konzession willen habe ich sie zur Frau genommen. Sie ist auch tot, Gott hab' sie selig. Und ich habe jetzt die Konzession. Aber glücklich bin ich nicht, Bruder. Der Ruach, der Ruach!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Elektrische Omnibusanlagen.

Die bedeutenden Fortschritte der modernen Verkehrstechnik sind bisher im großen und ganzen in erster Linie den Großstädten zu gute gekommen. Bei der Betrachtung der Verkehrsmittel, die den Bedürfnissen nach Beförderung auf kürzere Strecken dienen, findet man, daß in den größeren Städten hierfür hauptsächlich die Straßenbahn-Anlagen in Frage kommen. Während dieselben früher in Form von Pferdebahnen betrieben wurden, ist man in den letzten Jahren mehr und mehr dazu übergegangen, den elektrischen Strom als Betriebskraft zu benutzen. In manchen deutschen Orten kommt neben der Straßenbahn auch noch der Omnibus als Verkehrsmittel in Betracht. Da diese Fahrzeuge feinerer Gleisanlagen bedürfen und daher in ihren Bewegungen auf den Straßen sehr frei sind, mithin den Verkehr aller anderen Fahrzeuge auch fast gar nicht hindern, so könnte es fast wunderbar erscheinen, daß der Omnibusbetrieb noch immer das Pferd als Betriebskraft benutzt. Ganz besonders auffällig ist diese Thatsache in Berlin, wo allerdings einige Versuche, wenn auch nur in sehr bescheidenem Umfange, gemacht worden sind, um für die Fortbewegung dieser Fahrzeuge den motorischen Betrieb zu erproben.

Die Erklärung der eigentümlichen Erscheinung, daß für Omnibusse die Anwendung des motorischen Betriebs nur sehr spärlich und sehr langsam versucht wurde, ist teilweise darin zu suchen, daß die großstädtischen Linien sich bisher meist auch noch bei Anwendung des Pferdebetriebs sehr gut rentierten, so daß man kein Interesse daran hatte, kostspielige Versuche und die noch kostspieligeren Neuanfassungen des Wagenparks vorzunehmen; zum Teil muß die Erklärung auch darin gesucht werden, daß man überall elektrische Straßenbahnen verlangte. Da nun elektrisch betriebene Straßenbahnen in größeren Städten sehr guten Nutzen abwarfen, so war es bis vor kurzem ziemlich leicht, die zu deren Anlage nötigen Kapitalien aufzubringen. Da sich aber gezeigt hat, daß immerhin eine ziemlich intensive Benützung seitens des Publikums nötig ist, wenn eine solche Bahnanlage rentabel betrieben werden soll, und da sich ferner herausgestellt hat, daß gewisse in Gegenden mit geringer Bevölkerung gebaute Straßenbahnen das hineingesteckte Kapital nicht verzinsen, so hat der erste Eifer des Bauens derartiger elektrischer Verkehrsanlagen mit Schienenwegen stark nachgelassen. Manche Gemeinde, welche schon hoffte, in kurzer Zeit diesbezügliche Projekte verwirklicht zu sehen, findet jetzt keine kapitalträchtige Gesellschaft, die das Risiko des Baues und Betriebs der nötigen kleinen elektrischen Straßenbahn-Anlage übernehmen würde. Da nun auch die Mehrzahl der kleineren Orte nicht wohlhabend genug ist, um selbst die Verwirklichung solcher Verkehrspläne durchzuführen zu können, ist in der Herstellung von Straßenbahnen für nicht genügend große Städte geradezu eine Stodung eingetreten.

Diese Sachlage kommt nun dem Bestreben, den Omnibus für den elektrischen Betrieb geeignet zu machen, sehr gelegen. Wenn auch eine elektrisch betriebene Omnibusanlage in kleineren Orten sowie in ländlichen Gegenden mit den Anfängen aufstrebender Industrie nicht nur für den Transport von Personen, sondern meist auch für die Mitnahme von kleineren Gütern geeignet sein müßte, so ist dieses für die Verwirklichung solcher Pläne höchstens förderlich, nie aber hinderlich. Der bei der Straßenbahn benutzte elektrische Motor ist für den Antrieb von Automobilen sehr geeignet, da er vollständig hermetisch verschließbar ist, und da er nur rotierend bewegliche Teile besitzt, so ist er zum direkten Antrieb der Räder mittels einfacher Radübertragung sehr brauchbar. Weil man ferner diesen Motor so unter dem Wagenkasten aufhängen kann, daß er gegen Stöße ziemlich unempfindlich ist, so übt er keinen erschütternden und stoßenden Einfluß auf den Omnibus aus. Zum Betrieb des Elektromotors bei Automobilen benutzte man zunächst Accumulatoren; es zeigte sich aber bald, daß diese infolge ihres hohen Gewichtes wenig geeignet sind, da die besetzten Wagen ungemein kräftig gebaut sein müssen, und infolgedessen auf schlechten und unebenen Wegen nicht lange ihre Aufgabe erfüllen können. Will man die Accumulatorenlast nicht zu groß machen, so ist man wieder nur in der Lage, verhältnismäßig kurze Strecken mit derartigen Fahrzeugen zurücklegen zu können. Die Accumulatoren-Omnibusse dürften daher höchstens für kurze Entfernungen in Städten mit gut gepflegten Straßen eine gewisse Bedeutung erlangen.

Eine recht ingenieure Verknüpfung zwischen Accumulatoren-Benützung und der Ausnutzung vorhandener oberirdischer Stromzuführungen ist

bei den Omnibussen angestrebt wurden, die so eingerichtet sind, daß sie auf der gewöhnlichen Straße mit Hilfe ihrer Accumulatoren fahren, während sie die Geleise der elektrischen Straßenbahnen dadurch benutzen können, daß sie vorn ein drittes Räderpaar tragen, das der Wagensührer bei Benutzung der Geleise hineinläßt. Solche Fahrzeuge brauchen nur eine verhältnismäßig kleine Accumulator-Batterie, da sie während der Benutzung der Geleise und der oberirdischen Stromzuführung ihre Kraftvorräte immer wieder auffüllen. Natürlich ist auch die Verwendung derartiger Omnibusanlagen, weil das Vorhandensein von oberirdischen Zuführungen für Straßenbahnen voraussetzend, eine sehr beschränkt.

Für einen möglichst einfachen und ungehinderten Omnibusbetrieb unter Anwendung des elektrischen Stromes als Betriebskraft hat sich die oberirdische Zuleitung durch Leitungsdrähte und die Abnahme der Kraft durch bewegliche Kabel als besonders geeignet und vorteilhaft herausgestellt. Die beste Form für die konstruktive Lösung dieses Grundgedankens ist durch die erfindungsreiche Tätigkeit mehrerer Ingenieure gefunden worden. Ursprünglich ließ man nämlich auf den zwei gezogenen Kontaktleitungen die zwei von einander isolierten Stromabnehmerrollen in der Weise laufen, daß der Wagen auf der Landstraße dieselben durch das Kabel nachschleifte. Dadurch wird aber nicht nur die Festigkeit und die Spannung der Leitungsdrähte sehr stark in Anspruch genommen, sondern es stellte sich bei den Versuchsfahrten auch bald heraus, daß sich die Stromabnehmerrollen leicht verdrehen, bei schneller Fahrt oft entgleiten und wohl gar die Zuleitungen beschädigen. Die Lösung dieses Problems ist nun den Ingenieuren Lombard-Görin und Bonfiglietti in Paris in der Weise gelungen, daß sie den Stromabnehmerrollen, die auf den Leitungsdrähten angeordnet sind, die Form eines kleinen Wagens geben, der als Motor ausgebildet ist. Führt nun der Omnibus, so wird der kleine Motor des Stromabnehmers in Bewegung gesetzt; durch geeignete Uebersetzungen ist dafür gesorgt, daß dieser kleine Stromabnehmerwagen auf den oberirdischen Leitungen etwas schneller fährt, als sich der Omnibus auf der Straße bewegt. Dadurch wird erreicht, daß nicht nur die Leitung in ihrer Festigkeit und Spannung sehr geschont wird, sondern daß auch die bei den früheren Anordnungen nachgeschleifter Stromabnehmer aufgetretenen Uebelstände vermieden werden. Von großem Wert ist bei diesem elektrischen Omnibusssystem das bequeme Auswechseln der Zuleitungskabel. Will man nämlich die Leitungsanlage recht billig und den Betrieb recht einfach gestalten, so wird man sich mit dem Ziehen einer Leitung, also von zwei Drähten, von denen einer für die Hinführung dient, während der andre für die Rückleitung des elektrischen Stroms bestimmt ist, begnügen. Begegnen sich nun zwei Wagen, so ist nur das Auswechseln der Zuleitung nötig, das bei dem System Lombard-Görin in sehr einfacher Weise dadurch geschieht, daß die beiden Führer aus den vorn angebrachten Nöhren die Kontaktstippelungen herausnehmen und sich zureichen, um sie dann durch leichtes Hineindrücken in ihre Wagenleitung wieder einzuschalten.

Nach diesem System, das auf der vorjährigen Pariser Welt-Ausstellung durch eine kleine Versuchsanlage vertreten war, ist nun in diesen Tagen in der bei Berlin gelegenen Stadt Eberswalde eine, zunächst nur einen Kilometer lange Strecke in Betrieb gekommen. Sobald alle in Frage kommenden Interessenten sich von der Güte dieser Verkehrsanlage überzeugt haben, wird diese elektrische Omnibuslinie auf etwa vier Kilometer verlängert, um später noch für die Beförderung der Güter aus den in der Nähe gelegenen Industrien durch geeignete Verlängerungen nutzbar gemacht zu werden. Die bisherigen Versuchsfahrten haben gezeigt, daß dieses elektrische Omnibusssystem in der That den mannigfachen Bedürfnissen anstandslos genügt. Für die Erprobung der Leistungsfähigkeit einer solchen elektrischen Verkehrsanlage und zur Beurteilung der Güte der getroffenen technischen Einrichtungen sind die Verhältnisse in Eberswalde ganz besonders geeignet, da die Omnibusse hier bei hohen Steigungen ziemlich enge Krümmungen zu durchfahren haben. Diese Omnibusanlage, welche die erste ihrer Art in Deutschland ist, hat ungemein große Beachtung gefunden. — P. M. Grempe.

Kleines Feuilleton.

— **Frühkartoffeln.** Obergärtner A. Eliwa schreibt in der Wochenchrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff.): Erstlingsprodukte von Gemüse oder Obst sind immer gesucht, werden gut bezahlt, und lohnen dem Züchter seine darauf angewandte Mühe am allerersten. So verhält es sich auch mit der Kartoffel. Zu Beginn des Sommers sind in der Regel die alten Kartoffelvorräte aufgezehrt oder derartig ungenießbar geworden, daß ein allgemeines Verlangen nach den ersten neuen Kartoffeln sich zeigt. Daß die Erzielung guter, schmackhafter Frühkartoffeln von verschiedenen Bedingungen abhängig ist und nicht mit dem gewöhnlichen Kartoffelbau verglichen werden kann, dürfte manchem Gartenbesitzer, welcher schlechte Resultate erzielt hat, schon ziemlich klar geworden sein. Frühreifende, schmackhafte Kartoffeln erhält man nur in sehr loedern und warmen Boden. Das Land muß den Winter vorher gut umgegraben werden, darf nicht zu nah und un-

durchlassend, muß vor allem sonnig und wenn möglich geschützt gelegen sein. Es muß in guter Düngkraft stehen, doch ist frischer Düng zu vermeiden, weil das Wachstum dadurch zu sehr hingehalten wird, ebenso ist Jauchedüngung nicht anzuwenden. In schattigen Lagen, wie in schwerem, nassem Boden ist eine vorteilhafte Frühkartoffel-Kultur unmöglich.

Eine gute Vorbereitung der Saatkartoffeln ist eine Hauptbedingung für erfolgreiche Frühkultur. Man stellt die Frühkartoffeln, welche zur Saat bestimmt sind, schon im Februar in Kästchen mit durchlöcherter Boden, oder in flachen Körben derartig auf, daß der Teil, wo sich die Augen befinden, nach oben zu stehen kommt. Diese nur mit einer Lage gefüllten Behälter bewahrt man an einem lichten, luftigen und warmen Orte auf bis zu der Zeit, wo das Pflanzen beginnen kann. Die Augen müssen in der Zwischenzeit zu treiben anfangen, sich ziemlich stark verdicken, derart, daß schon die Anfänge der kleinen Blättchen bemerkbar sind. Die so vorbereiteten Knollen werden dann im Frühjahr, wenn das Erdreich etwas erwärmt ist, behutsam mit den Augen nach oben gepflanzt und nur wenig bedeckt, damit die Triebe schnell die Erde durchbrechen können. Sind die Knollen klein, werden mehrere zusammengepflanzt, sonst immer nur eine, aber niemals zerschnitten. Ein enges Pflanzen ist für die Frühkultur nicht angebracht, das Kraut beschattet das Erdreich zu sehr, welches deshalb kalt bleibt und die schnelle Ausbildung der Knollen verhindert. 60 Centimeter Entfernung der einzelnen Stauden dürfte als Minimum anzunehmen sein. Das flache Pflanzen bewirkt die sofortige Entwicklung der Blätter, welche wiederum ein beschleunigtes Wachstum der ganzen Pflanze bedingt; ein zeitiges Behäufeln ist somit auch geboten, welches auch mehrmals wiederholt wird, damit die Stauden möglichst auf einzelnen Hügeln stehen, welche sich auch leichter von der Sonne erwärmen lassen. Auf diese Weise vorbereitete Saatkartoffeln geben mindestens 14 Tage früher die Ernte, als am gleichen Tage gelegte, nicht präparierte Knollen. Auch in Bezug der Ernte ist es vorteilhaft, frühgemäher vorzugehen. Es ist praktisch, anfangs erst von jeder Staude 5 bis 6 der größten Knollen abzunehmen, welches sich durch Entfernung des Erdreichs und Absuchen mit den Händen leicht bewerkstelligen läßt, die Erde wird dann wieder angehäufelt und die kleinen Knollen bilden sich noch viel besser aus, als wenn, wie es gewöhnlich üblich ist, die Staude auf einmal herausgenommen wird. Eine richtige Sortenwahl ist von großer Bedeutung. Von den frühesten Kartoffeln, die ertragreich und schön geformt, widerstandsfähig gegen Krankheit, sowie hochfein im Geschmack sind, kann ich empfehlen: Viktor, Lange-weiße Sechswochen, Juli-Kartoffel, Perle von Erfurt, Kaiserkrone, Erfurter Goldflode und Early-Sunrise. —

Humoristisches.

— Sehr glaublich. „Denken Sie sich mir, lieber Baron, diesen Sommer ist die zweite Frau meines ersten Mannes mit dem dritten Mann der zweiten Frau meines jetzigen Mannes in Paris bei der geschiedenen Frau meines kürzlich verwitweten Stiefschwiegervaters zusammengetroffen.“

„Was haben sie denn da gemacht?“

„Konfusion.“ —

— Heimkehr vom Heiratsmarkt. Vater: „Ni-kinder, das ist schrecklich, bis Ihr verlobt seid. Jeden Abend ein andrer Bi-iergarten. Aber ich glaub' alleweil, eh' ich 'n Schwiegervater seh', seh' ich weiße Mäuse!“ — (Lust. Bl.)

Notizen.

— Björnstjerne Björnsons Drama „Laboremus“ kommt am 1. Mai in deutscher, norwegischer, dänischer, französischer, englischer, russischer und italienischer Sprache als Buch heraus; die deutsche Ausgabe erscheint bei Albert Langen in München. —

— Emil Thomas ist vom 1. September an für das Metropol-Theater engagiert. —

— Für das Gastspiel des „Elsässischen Theaters“ im Berliner Theater (1.—16. Mai) sind folgende Stücke in Aussicht genommen: „Der Herr Maire“, Lustspiel von G. Stoslopp; „Der Heimet“, Volksstück von J. Greber und G. Stoslopp; „Der Pariser Reif“, Schwanke von G. Stoslopp; „Lucie“, dramatisches Siltenbild von J. Greber; „Sainte-Gécile“, Lustspiel von J. Greber; „Der Candidat“, Lustspiel von G. Stoslopp; „Der Waldmühl“, Volksstück von H. A. Abel und A. Prévôt. —

— Hermann Rissen tritt bereits am 1. Juni in den Verband des Wurgtheaters ein; als erste Rolle wird er den Major in Sudermanns „Freigen“ und den Großen Kurfürsten im „Prinz von Homburg“ spielen. —

— Das Theater an der Wien (Direktion Langhammer) ist, nachdem es monatelang eine finanzielle Krise durchgemacht hatte, gesperrt worden; vor dem Herbst dürfte es nicht wieder eröffnet werden. —

— Im Anschluß an die große Berliner Kunstausstellung wird der Verband deutscher Illustratoren auch in diesem Jahre eine Ausstellung von Werken seiner Mitglieder veranstalten. —